

The background of the entire cover is a close-up photograph of several large, overlapping leaves. The image is heavily tinted with a vibrant red color, which makes the intricate vein patterns of the leaves stand out against a dark, almost black background. The leaves are arranged in a way that creates a sense of depth and texture.

Marcus Parschau

Pendogmion

Fantasy-Roman

Für Tara

Inhalt

Merthachs Reise

TEIL 1 Ascaborn

1. **Der Feuersprung**
2. **Die Prophezeiung des Belras**
3. **Das Geschenk der Tharmanen**
4. **Die Finsternis von Uruschnak**
5. **Das innere Licht**
6. **Der Schachtwurm**
7. **Seelennahrung**
8. **Amadan**
9. **Der Weg nach Süden**
10. **Das Haus des Obemias**
11. **Cybolis**
12. **Die Treibjagd**
13. **Blut im Schnee**
14. **M'Attar**
15. **Silvatron**
16. **Iridnes Garten**
17. **Iridne spricht**
18. **Pendogmion**

TEIL 2 Than

1. **Tar Con Tekh**

2. **Zerfall**
3. **Die Rückkehr des Heilers**
4. **Finnbars Zorn**
5. **Der Heerführer Teklakhans**
6. **Der Beginn des Beutezuges**
7. **Albhine**
8. **Quor Dobrin**
9. **Das grüne Wasser**
10. **Der Entschluss des Königs**
11. **Taires Vergeltung**
12. **Der Untergang von Qionsere**
13. **Bearmeccans Kampf**
14. **Befreiung**
15. **Die Schlacht um Cybolis**
16. **Nesonkton**
17. **Das Jahr des Thans**
18. **Stachelblattbaum**

Celthachs Entscheidung

Orts- und Personenliste

Die Karte der bekannten Welt

Merthachs Reise

Die Waldvögel hörten nicht auf zu schreien. Es war ein gewaltiger, vielstimmiger und nicht endenwollender Tumult, denn sie alle spürten die Anspannung, die über der Waldlichtung lag. Schon seit Stunden war spürbar, dass ein Kampf unvermeidbar war. Er würde bald beginnen, er hatte eigentlich schon begonnen und je mehr Zeit verstrich, umso spürbarer wurde die Anspannung. Die Sonne näherte sich bereits sichtbar den Baumwipfeln. Nicht mehr lange, und das erste Abendrot würde das Nahen der Nacht ankündigen.

Merthach stand in der Mitte der Lichtung und hatte die Augen geschlossen. Beide Hände umschlossen den Griff seines Schwertes, das er mit ausgestreckten Armen vor sich hielt. Die Spitze des Schwertes zeigte schräg Richtung Sonne. Sein Nacken- und Rückenfell stand spürbar aufrecht und seine Ohren neigten sich empor und verrieten völlige Aufmerksamkeit. Er hatte die Kampfkunst von dem besten Lehrmeister von West-Belkant gelernt. Das stand ihm zu, denn war sein Vater nicht König von Fergardhon, dem neuen Südbund? Merthach wusste, dass seine Augen ihm nur den schwächsten Sinn gaben, sie sahen zu viel und lenkten ihn ab von seinem Feind.

Er konnte sie riechen, die drei großen Tschakakis, die ihn umkreisten. Er roch den stechend scharfen Geruch ihres Fells, er spürte ihren Hunger und ihre Erregung und er wusste, dass sich der Geifer in ihren Mäulern sammelte. Obwohl die Vögel so sehr ihre Aufregung in den späten Nachmittagshimmel riefen, konnte er die Töne fein unterscheiden. Da war auch das Schnauben der Tschakakis, gelegentlich ein leises Wiehern und Hufschlag zu hören,

während sie ihn unaufhörlich umkreisten und langsam, ganz langsam den Kreis immer enger zogen. Es würde dennoch ein wenig dauern, bis das große Männchen einen Angriff starten würde.

Es gab sie nur noch in den Vorwaldlanden westlich von Tuarest. Zumindest hatte er bisher nichts Gegenteiliges gehört. So große Tschakakis sind weiter östlich lange nicht gesichtet worden.

Tschakakis gehören zu den pferdeartigen Wesen. Ihre langen Mähnen sind dicht und dick und stehen aufrecht in die Höhe. Ihre Augen sind in der Regel gelb und können auch in der Dunkelheit hervorragend sehen. Die Kiefer sind kräftiger ausgeformt als die ihrer grasfressenden Verwandten und bergen gewaltige, messerscharfe Zähne, bereit, ihre Beute in kurzer Zeit in kleine Stücke zu zerreißen.

Merthach stand seit mehreren Stunden still an dieser Stelle und wusste, er könnte dies noch viele Stunden fortsetzen oder innerhalb von Sekunden einem Angriff parieren. Er spürte die begehrlischen Blicke der Tschakakis auf ihm. Sie waren hungrig, sie rochen sein Blut, aber sie sahen auch sein Schwert und spürten seine Kraft und die Gefahr. Aber sie würden losschlagen und sehr bald würde es so weit sein. Das große schwarze Männchen würde es sein, das angreifen würde, und es würde von hinten kommen. Merthach wusste genau, an welchem Ort sich jedes einzelne der drei Tschakakis befand, während sie ihn umkreisten. Er hörte sie, er roch sie, er spürte die Wärme ihrer gewaltigen Körper und er spürte ihre Präsenz.

Seltsamerweise konnten seine Gedanken während der letzten Stunden dennoch abschweifen, ohne dass er unaufmerksam wurde. Denn seine Gedanken gehörten dem Verstand, und es war nicht der Verstand und nicht das Denken, mit dem er seine Gegner belauerte. Er hatte den Palast seines Vaters verlassen, um den Than von Thorshonnen zu finden. So sehr wünschte er sich, ihn zu

sehen und so lange gab es schon diesen Wunsch. Auf dem langen Gang zum Arbeitszimmer seines Vaters, König Celthach von Fergardhon, inmitten der langen Reihe der Gemälde der Könige der Vergangenheit, gab es dieses eine Bild von dem Than, der seinen Vater einst gekrönt hatte. Der Than war es, der sich vor langer Zeit die Herrschaft der bekannten Welt genommen und das Gleichgewicht wiederhergestellt hatte. Er herrschte nur ein Jahr, ordnete die Königreiche neu und verteilte dann all seine Macht auf die neuen Könige. Dann legte er seine Rüstung ab, übergab sein Schwert an Merthachs Vater Celthach und holte den Einog M'Attar zurück an den Hof. Anschließend ging er allein hinaus in die Wälder, und niemand hatte je wieder etwas von ihm gehört.

Seit seiner allerfrühesten Kindheit hatte Merthach sich gewünscht, den Than selbst zu sehen. Er konnte nicht erklären, warum. Es war wie eine übergroße Wissbegierde. Sein Vater hatte dies stets konsequent abgelehnt. Der Than hatte sich entschieden fortzugehen. Seine Vorfahren gehörten einst einem Waldvolk an und er würde niemals lange in einer Stadt leben. Dem Than, so hatte sein Vater erklärt, gehörten seine ewige Dankbarkeit und sein tiefster Respekt. Für ihn würde er zu jeder Zeit ohne zu zögern in den Tod gehen. Wenn der Than es wünschte, sich alleine in den Wald zurückzuziehen, so hatte dies so zu sein. Niemand habe ihn mehr zu stören.

Das schwarze Tschakaki schnaubte unvermittelt und wieherte heiser. Merthach hatte sich keinen Millimeter gerührt. Er wusste, dass die Geduld der Tschakakis nahezu erschöpft war. Sie warteten auf den kleinsten Moment der Schwäche bei ihm, auf den Impuls zur Flucht. Aber Merthach zeigte keine Schwäche. Er würde nicht weichen und auch er konnte töten.

Sehr zornig war sein Vater am Vorabend von Merthachs Aufbruchs zu den Vorwaldlanden. Merthach hatte wieder das Thema angesprochen, sich gute Gründe zurechtgelegt und

eine Reiterkolonne gefordert, um den Than aufzusuchen. Es gab einen heftigen Streit und sein Vater war unnachgiebig. So war er dann in der Nacht alleine und ohne jeden Schutz aufgebrochen. Lediglich Proviant für die ersten Tage hatte er mitgenommen, aber auch Racnar, das Schwert seines Vaters, hatte er sich aus der Waffenkammer beschafft. Es war das Schwert, das ihm der Than einst übergeben hatte, und er wusste, sein Vater wäre außer sich, wenn er dies bemerkte. Fest und kühl spürte er den Griff des Thanswertes in seinen Händen. Er hatte es gut brauchen können auf seinem langen Weg zu diesem Ort, und auch jetzt musste es ihm wieder gute Dienste erweisen.

Es war ein Aufbruch mit ungewissem Ausgang. Dass er das Schwert an sich nahm, würde seinem Vater zeigen, dass er sich nun alles nehmen würde, auf das er ein Anrecht zu haben glaubte. Es war nicht viel, aber es war das Recht, frei in die Welt zu gehen und zu tun und zu sehen, was sein Herz begehrte. Selbst wenn es der Than persönlich war. Ob ihm die Rückkehr verwehrt bliebe, würde sich zeigen, und er wollte zeigen, dass das für ihn nicht in erster Linie wichtig war. Schließlich musste sein Vater einsehen, dass - Gefahr! Das schwarze Tschakaki hatte zum Trab angesetzt, es war hinter ihm und es kam. Es wurde schneller und es würde springen. Auch die anderen beiden Tschakakis kamen nun auf ihn zu.

Im Moment eines Wimpernschlags schnellte Merthach mit einem gewaltigen Sprung in die Luft, drehte sich und hieb mit seinem Schwert mehrfach zu. Das große Männchen und ein weiteres Tschakaki waren sofort tot. Das dritte stand hinter ihm, es war an ihm vorbeigesprungen. Merthach wusste, dass es ihm nun den Rücken zukehrte. Er würde schneller sein, denn es sah in die andere Richtung und würde sich erst drehen müssen.

Merthach schnellte herum und hob sein Schwert, aber halt - es war etwas falsch, etwas stimmte nicht! Schneller als ein Gedanke es erfassen könnte, hatte Merthach erkannt, dass

er die Hufe vergessen hatte. Der Huf flog bereits auf ihn zu; der starke, harte Huf eines großen Tschakakis konnte Felsen zertrümmern. Es gelang ihm, den Kopf zur Seite zu ziehen, er war fast schon außer Reichweite, da streifte der Huf seine Schulter.

Noch im Sprung wurde Merthach von dem gewaltigen Schlag zur Seite geschleudert. Ein heftiger Schmerz durchzog wie ein Blitz von der Schulter seinen gesamten Körper. Hart schlug er auf dem Boden auf. Das Schwert war ihm aus der Hand geschleudert worden und lag außer Reichweite. Er wollte sich rasch aufsetzen, doch er konnte seinen Arm nicht mehr bewegen. Das Tschakaki war bereits über ihm. Seine gelben Augen sahen voller Gier auf ihn herab und es hatte seine gewaltigen Zähne freigelegt. Er roch den heißen und fauligen Atem seines Feindes. Merthach konnte auch mit den Händen töten. Er würde alles versuchen, was nun noch in seiner Macht stand.

Da sah er, dass das Tschakaki plötzlich erstarrte, hinter ihn blickte und langsam zurückwich. Die Lippen hatten sich wieder über seine Zähne gelegt, es senkte den Kopf und schaute immerfort auf denselben Punkt. Mit einem Mal wurde Merthach bewusst, dass auch die Waldvögel verstummt waren. Innerhalb von Sekunden herrschte völlige Stille auf der Waldlichtung. Es war kein Vogel, kein Insekt und auch kein Windhauch wahrnehmbar. Etwas hatte die Lichtung betreten, eine Präsenz war da, deren Anwesenheit Merthach mit einem Mal deutlich spüren konnte. Merthach drehte sich, so gut es ging, um und sah hinter sich.

Aus dem Wald war ein alter Mann auf die Lichtung getreten. Er war nicht groß, eher sehr klein. Dünne Glieder schauten aus seiner einfachen Kleidung. Er stützte sich auf einen Stab, wie Merthach ihn sonst nur von M'Attar, dem Einog und Berater seines Vaters, kannte. Langsam und gemessenen Schrittes kam er auf sie zu. Das schneeweiße lange Haar hatte er zu einem Zopf zusammengebunden. An

der Seite trug er eine schlichte Tasche, die er sich mit einem Gurt umgelegt hatte. Er hatte keine Waffe bei sich.

Nachdem der alte Mann etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, konnte Merthach sein Gesicht erkennen. Es waren seine roten, leuchtenden Augen, die seine Präsenz und seine Würde zeigten. Er hatte eine vergleichbare Person noch nie gesehen. Weder sein Vater noch Fillingas, König der Grauden, und auch sonst kein Priester oder Würdenträger hatte diese zwingende Autorität. Dann sah er die große Narbe, die, rechts oben von der Stirn kommend, seine linke Augenhöhle überquerte, offenbar ohne dass seinerzeit das Auge beschädigt wurde, und die über die linke Wange bis zum Kinn reichte. Da hatte er endgültig Gewissheit. Er wusste, dass der Than gekommen war.

Der Than hatte sie erreicht. Er schenkte Merthach zunächst nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern streckte seine Hand nach dem Tschakaki aus. Das Tschakaki war einige Schritte zurückgewichen und hielt seinen Kopf gesenkt. Die Ohren hatte es hinten an den Kopf angelegt. Der Than legte seine Tasche ab, schritt auf das Tschakaki zu und legte seinen Kopf an den gewaltigen Kopf des Tieres. So blieb er einige Zeit stehen, während das Tschakaki vom Kampf schwer atmend vor ihm stand. Es dauerte eine Weile und der Than blieb so lange stehen, bis das Tschakaki deutlich ruhiger geworden war und nunmehr langsam und leise atmete. Dann hob er seinen Kopf und sprach sehr leise und fast unhörbar einige fremdartige Worte in das Ohr des Tschakakis. Es drehte sich augenblicklich zur Seite und lief ruhig und ohne Eile auf den Wald zu.

Erst jetzt blickte der Than auf Merthach hinab. Er sah ihn ruhig aus seinen mohnroten Augen in die Augen, und Merthach hatte das Gefühl, dass er ihm in diesem Moment alles preisgab und dass der Than alles, was es über ihn zu wissen gab, erkannte. Mit Hilfe seines Stabes kniete sich der alte Mann etwas mühsam neben Merthach auf den Boden. Merthach hatte gewaltige Schmerzen in seiner Schulter, und

der Kampf und die vergangenen Stunden hatten ihn gewaltige Kraft gekostet. Er hatte einen langen Weg zurückgelegt, um den Than zu treffen, und nun hatte sich eine große Erschöpfung auf ihn gelegt.

Der Than berührte sachte seine Schulter und tastete dort verschiedene Stellen ab. Er strich sanft über seine Schulter und den Arm, ohne dass Merthach dadurch zusätzliche Schmerzen verspürte. Dann holte er eine große Lederflasche aus seiner Tasche und setzte sie Merthach an den Mund. Merthach war sehr durstig und nahm mehrere tiefe Schlucke von der dicken Flüssigkeit aus der Flasche, die nach frischen Kräutern schmeckte. Die Schmerzen in seiner Schulter ließen fast vollständig nach und Merthach spürte, dass er seine Finger wieder bewegen konnte.

Der Than blieb eine Weile neben Merthach sitzen und sah ihn mit seinen roten Augen ruhig und ernst an. Sie sprachen kein Wort. Merthach hätte auch nicht gewusst, was er zu diesem Zeitpunkt sagen sollte. Er hatte sich viele Fragen oder verschiedene Reden zu diesem Anlass überlegt, aber all dies erschien ihm nun ohne Belang. Der Than hatte ihn gesehen und erkannt, und nun gab es nichts mehr zu sagen. Das Gesicht des Thans war von tiefen Falten überzogen, und doch ging eine große innere Stärke von ihm aus. Merthach war nun ganz ruhig und spürte keine Schmerzen mehr.

Schließlich nahm der Than langsam eine Kette von seinem Hals. Es war eine schlichte Silberkette mit einem Amulett. Das Amulett zierte das dreizackige Blatt des Stachelblattbaumes. Merthach kannte dieses Amulett, denn der Than trug die Kette auf dem Gemälde seines Vaters. Das Zeichen des Stachelblattes war auch das Emblem an der Spitze des Stabes des Einogs M'Attar und auch der Stab des Thans zeigte dieses Emblem. Wortlos legte der Than die Kette in Merthachs Hand und schloss sie. Dann stand er langsam mit Hilfe seines Stabes auf.

Nachdem der Than sich den Riemen seiner Tasche wieder umgelegt hatte, schritt er ruhig und wortlos zurück in

Richtung Waldrand. Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um und sah dem jungen Krieger aus Fergardhon noch einmal in die Augen. Zu Merthachs Überraschung lächelte er nun und ihm war, als könne er ein schalkhaftes Blitzen in seinen Augen erkennen. Dann wandte er sich wieder in Richtung Wald und verschwand in Richtung der mächtigen Laubbäume.

Merthach überkam eine gewaltige Erschöpfung. Er musste ruhen, wenigstens einen Moment noch, ehe er die Rückreise antreten würde. Die Kette mit dem Amulett des Thans noch in der Hand schloss er die Augen und ließ einem tiefen Schlaf seinen Lauf. Die Waldvögel hatten wieder angefangen zu singen. Ihr Abendgesang war ausgelassen und heiter.

TEIL 1

Ascaborn

1. Der Feuersprung

Der Morgennebel lag noch über dem Wald von Ardesont. Langsam überstieg die Sonne den Horizont und wurde von den Vögeln begrüßt. Etwas abseits vom Waldrand, inmitten blühender Wiesen, lag das Dorf der Ardesen. Die einfachen Holzhütten hatten Strohdächer, die teilweise mit Lehm verstärkt waren.

Ascaborn trat durch die Tür seines Elternhauses hinaus auf den Weg. Er hielt sich links und lief dann über das nasse Gras der Wiese auf den nahen Fluss zu. Der junge Ardesen war nachdenklich. Heute war der Tag, an dem er das volle Mannesalter erreicht hatte. Am Abend würde sein Vater, der Häuptling, ihn nach alter Sitte bei einer großen Zeremonie zu seinem Erben und Nachfolger ausrufen. In einigen Jahren würde Ascaborn Häuptling werden, denn er war der jüngste Sohn des alten Häuptlings und es war Brauch, dass dieser die Aufgaben seines Vaters übernahm.

Die Ardesen gehören zu den kleineren unter den Tagwesen dieser Region. Sie sind von zarter Statur, dafür flink und wendig. Der geringe Wuchs ist ideal für ein Waldvolk, das sich schnell unter Büschen und Bäumen fortbewegt. Ihr Gesicht ist flach. Außer ihrem Kopfhaar tragen sie kein Fell, und ihre Haut ist hell. Sie wirken keineswegs gedrungen oder stämmig, sondern feingliedrig mit geschickten und gewandten Bewegungen.

Ascaborn ging am Ufer des Flusses entlang zu der Stelle, an der die Strömung langsam schneller wurde, bis der Fluss in den großen Wasserfall überging. Dort stieg er die Böschung hinab und setzte sich auf einen großen Stein neben den Wasserfall. Der Wind blies hier heftig, zerrte an

seiner Weste und fuhr ihm durch das lange, schwarze Haar. Er starrte mit seinen mohnroten Augen in die tosenden Fluten. Ascaborn war für sein Alter schon immer ernst gewesen und zog sich gerne zurück, um nachzudenken. Dabei suchte er meist diesen Ort auf. Obwohl er diesen Tag lange herbeigesehnt hatte, war er nicht besonders glücklich. Bald sollte er den gehörnten Helm des Häuptlings tragen, und er hatte Zweifel, ob er in diesen Zeiten der Aufgabe gewachsen war.

Besorgt sah er hinüber zum anderen Flussufer. Dort war die Grenze des riesigen Graudenreichs. Bis vor einigen Jahren lebten dort friedliche Nachbarn, die Elumanti, zu denen sie immer gute Kontakte gepflegt hatten – dann kamen die Grauden. Im Gegensatz zu seinem Vater und seinen Brüdern fürchtete er um die Zukunft von Ardesont. Ascaborn lehnte sich zurück. Die Sonne war etwas gestiegen und stand hell am blauen Himmel. Er stand auf, um zurück ins Dorf zu gehen. Es waren noch Vorbereitungen für den Abend zu treffen.

Da hörte er, wie jemand seinen Namen rief. Etwas oberhalb der Böschung stand Nelia und winkte ihm zu. Erfreut lief er die Böschung hinauf. Ascaborn mochte Nelia sehr und in einigen Jahren, wenn er Häuptling war, würde er sie gerne zur Frau nehmen. Nelias blondes Haar hing ihr wild vom Kopf bis zu den Schultern. Ihr Name bedeutete Wildpferd und nicht anders, so fand Ascaborn, wäre sie zu beschreiben.

„Du wolltest mir wohl heute aus dem Weg gehen, um dich vor deinem Versprechen zu drücken!“ Ihre dunkelgrünen Augen funkelten ihn an.

„Nichts habe ich versprochen. Ich habe dir doch schon oft gesagt, dass ich dir nichts von dem alten Wissen verraten kann, das mir mein Vater und der weise Alte heute offenbaren“, sagte Ascaborn lachend.

„Du bist ein widerwärtiger Feigling“, rief sie. „Warte, ich werde es morgen schon aus dir herausprügeln!“ Nelia gab

ihm einen Stoß, sodass er fast die Böschung hinunterfiel. Flink machte sie sich davon, nachdem er wieder festen Halt hatte und es ihr heimzahlen wollte.

Sie rannten über die Wiese zum Dorf zurück und kamen lachend am Wegrand an. Schon von Weiten konnten sie die ersten Vorbereitungen erkennen, die auf der Wiese zwischen dem Dorf und dem Wald getroffen wurden. Es wurde reichlich Feuerholz herbeigeschafft und gleich neben der Stelle, an der am Abend das Feuer brennen sollte, wurde ein Steinhügel aufgeschüttet.

Unter den Arbeitenden konnte Ascaborn auch seinen Bruder Calrin entdecken. Er verabschiedete sich von Nelia und lief zu ihm, um mitzuhelfen. Calrin war größer und kräftiger als Ascaborn. Er schwitzte heftig und mühte sich gerade mit einem großen Felsbrocken ab, als Ascaborn zu ihm trat.

„Ah, Ascaborn. Das freut mich aber, dass du dich auch einmal blicken lässt! Hoffentlich hast du auch nett mit Nelia geplaudert“, sagte er und sah seinen Bruder ärgerlich an. „Nun steh nicht rum, sondern pack mit an! Wessen großer Abend soll das hier werden, deiner oder meiner?“

„Ach, sei still“, sagte Ascaborn und sah Nelia hinterher, die gerade hinter einem Haus verschwand und ihm noch einmal einen herausfordernden Blick zuwarf. „Wo ist eigentlich Salcor?“

„Im Wald bei den Holzsuchern“, brummte Calrin und ließ den Felsbrocken auf den Hügel fallen. „Das reicht, jetzt fehlt nur noch das Holz. Nolbir, schau mal nach, warum die im Wald so lange brauchen.“

Den Vormittag über arbeitete Ascaborn mit seinem Bruder auf der Wiese. Für das Festmahl nach der Zeremonie musste noch jede Menge Gemüse und Früchte besorgt werden.

Nach dem Mittagessen blieb er im Haus bei seiner Mutter. Er musste sich für die Zeremonie vorbereiten.

„Mutter, muss ich mich wirklich mit der grünen Paste einreiben? Die riecht entsetzlich.“

„Du kannst es auch lassen, wenn du dich beim Feuerspringen lieber ein wenig anbraten lassen willst.“

„Wie alt ist diese Zeremonie eigentlich?“, fragte er.

„Ich weiß es nicht“, sagte die Mutter. „Das alte Wissen ist nur den Männern zugänglich. So etwas kann ich also nicht wissen.“

„War das schon immer so?“

„Frag deinen Vater, wenn der heute überhaupt noch nach Hause kommen will.“

Ascaborns Mutter war eine kleine und mit den Jahren ein wenig füllig gewordene Person. Ihr langes, dunkles Haar war bereits von zahlreichen grauen Strähnen durchsetzt. Wenn sie lachte, umspielten kleine Fältchen ihre leuchtend hellgrünen Augen.

Ascaborn rieb sein Gesicht mit der Paste ein und fragte sich, ob nasse Tücher oder Ähnliches nicht den gleichen Zweck erfüllten. Langsam wurde er nervös und ging in Gedanken noch einmal die Zeremonie durch. Hauptsache, er würde heute Abend nichts falsch machen.

Doch schließlich, nach einem Ascaborn fast endlos erscheinenden Sommernachmittag, wurde es Abend. Die Sonne ging unter und vor dem Haus des Häuptlings hatte sich eine große Menge versammelt. Links und rechts des Weges bis hinunter zur Wiese stand viel Volk. Es waren Fackeln entzündet worden und die Versammelten blickten feierlich zur Haustür.

Schließlich wurde die Tür geöffnet und Ascaborn trat heraus. Er trug eine dunkle, bis zu den Fußknöcheln reichende Hose. Sein Gesicht, Arme, Füße sowie der Oberkörper waren grün gefärbt. Auf der Brust trug er einen roten Punkt. Sein Haar wurde durch ein weißes Stirnband aus dem Gesicht gehalten.

Langsam und würdevoll schritt Ascaborn an den Versammelten vorüber. Diejenigen, an denen er vorbeigegangen war, traten auf den Weg und folgten ihm.

Auf der Wiese war das Feuer bereits entzündet worden. Der Häuptling stand auf dem obersten Fels des Steinhügels und seine Söhne Calrin und Salcor standen links und rechts an seiner Seite. Er hatte weißes, langes Haar und trug den gehörnten Helm des Häuptlings. Häuptling Dargorton war unter den Ardesen von recht hohem Wuchs. Als junger Mann gehörte er zu den kräftigsten Männern des Dorfes, und noch heute sah man ihm das an.

Am Feuer angekommen, bildete der Zug mit Ascaborn sogleich einen Kreis um das Feuer. Über ihnen stand der Häuptling und begann ruhig und mit tiefer, klarer Stimme zu sprechen.

„Ascaborn Häuptlingssohn, ich rufe dich. Tritt hervor!“

Ascaborn schritt in den Kreis und blieb zwischen Feuer und dem Steinhügel stehen. Er sah sich um und sah Nelia, einige seiner Freunde, seine Mutter, den alten Weisen und viele andere, die mit ihren Familien von allen Ecken Ardesonts herbeigekommen waren. Dann sah er auf zu seinem Vater. Dieser schwankte ganz sacht, fast unmerklich. Ascaborn ahnte, wo er den Nachmittag über gewesen war.

Der Häuptling sprach weiter. „Volk von Ardesont. Nach den heiligen Schriftrollen rufe ich nun meinen Sohn Ascaborn zu meinem Erben und Nachfolger aus. Denn sein Name bedeutet der Letzte und schließlich ist er der letzte Sohn, den mir mein Weib geboren hat. So ist es Brauch, seit sich das Volk der Ardesen gewandelt hat. Am heutigen Tage hat er das volle Mannesalter erreicht. Wenn er den Feuersprung vollzogen hat, ist mein Wort von den Geistern des Jenseits angenommen worden.“

Er hob den rechten Arm und sogleich stimmte die versammelte Menge einen Gesang an.

Ascaborn nahm Anlauf, rannte auf das Feuer zu und sprang mitten hindurch. Der Sprung kam ihm wie eine Ewigkeit vor, doch schließlich fühlte er wieder den Boden unter seinen Füßen und stand. Er öffnete die Augen. Die Menge hatte aufgehört zu singen. Sogleich begann Jubel

und Hochrufe: „Lang lebe Ascaborn. Lang lebe der Häuptlingserbe!“

Ascaborn verließ nun gemeinsam mit seinem Vater und dem alten Weisen gemessenen Schrittes die Wiese und ging mit ihnen zurück zum Haus. Auf der Wiese hatte nun das Fest begonnen.

Der Vater zündete eine Kerze an und stellte sie auf einen runden Tisch. Sie setzten sich und im Schein der Kerze begann der alte Weise zu sprechen.

„Höre nun, Häuptlingssohn, von der Vergangenheit unseres Volkes und von seiner Zukunft. Nicht immer lebte unser Volk hier im grünen Ardesont. Vor langer Zeit lebten die Ardesen weit im Osten. Sie waren viel zahlreicher als heute und ihr Reich war groß. Sehr anders waren sie, ein kriegerisches Volk und nicht zuletzt, auch wenn es fast undenkbar scheint – sie aßen Fleisch.“

Ascaborn starrte erst den Weisen und dann seinen Vater ungläubig und mit weit aufgerissenen Augen an. Voll Ekel erinnerte er sich an ein Stück Aas, das er vor einigen Tagen im Wald gesehen hatte. Eine Schar Vögel fraß daran.

Der alte Weise war fast blind. Ein grauer Schleier hatte sich auf seine blassroten Augen gelegt. Er gehörte zu den ältesten Ardesen des Dorfes. Seit sein Vorgänger ihn in seiner Todesstunde zu seinem Nachfolger benannt hatte, wurde sein Name nicht mehr genannt. Er war der alte Weise des Dorfes. Er war der, der die Sterbenden ins Totenreich begleitet, der die Neugeborenen in der Welt willkommen heißt und der, der den Häuptling berät. Sein alter Körper war hager und sehnig. Nur wenige Haare wuchsen noch auf seinem Schädel.

„Ja, sie aßen Fleisch“, sprach der Weise weiter. „Sie jagten Tiere und töteten sie dann, um sie zu essen. Doch es kam zu einem langen und blutigen Krieg mit einem Nachbarvolk. Wenig ist davon überliefert, denn selten wurde später davon gesprochen. Die Ardesen wurden besiegt und das Volk floh nach Westen. Damals verbot der Häuptling, je wieder Blut

zu vergießen. Es wurden auch keine Tiere mehr getötet und kein Fleisch mehr gegessen. Als der Häuptling starb, hinterließ er drei Söhne. Sie waren uneins, wer Häuptling werden sollte, und so kam es zu einer Dreiteilung des Volkes. Der eine Teil zog weiter nach Westen, der zweite Teil zurück nach Osten und der dritte Teil nach Süden. Was aus dem Westvolk geworden ist, ist nicht bekannt. Diejenigen, die nach Osten zogen, gelangten in die große Wüste und es heißt, sie kehrten nie mehr daraus zurück. Unser Volk kam zum großen Südreich. Damals war das Südreich machtvoll und stark, wie kein weiteres Volk in diesem Teil der Welt. Der Häuptling bat den König des Südreichs um ein Stück Land in seinem Reich. Der König dieser Zeit war weise, gerecht und großzügig. Unser Volk bekam das Land, das von nun an Ardesont genannt wurde. Als das Südreich später zerfiel und noch etwas später der Südbund gegründet wurde, blieb Ardesont eigenständig. Doch eigentlich gehören wir als Teil des alten Südreichs zum Südbund und sind dem König untertan. Sein Arm reicht heute nicht mehr weit und wir können auch mit seinem Schutz nicht mehr rechnen. Es heißt, der Südbund schaut nach innen. Die äußeren Lande sind heute ohne Belang.“

„Von wem stammen die heiligen Schriftrollen?“, wollte Ascaborn wissen.

„Alle tausend Jahre“, erklärte der Weise, „kommt ein Ardeson zur Welt, der von den Göttern erleuchtet ist. Als die Ardesonen einige hundert Jahre in Ardesont lebten, geschah dies. Sein Name war Belras und er brachte uns Kunde von den Göttern und verfasste die Schriftrollen.“

„Gut“, sagte Ascaborn, „nun kenne ich die Vergangenheit unseres Volkes. Was weiß man von der Zukunft? Wir leben in der Zeit des großen Dreierbundes. Grauden, Isben und Croaken haben schon den Großteil der Welt unter sich aufgeteilt. Ardesont wird im Norden und Osten von den Croakenlanden begrenzt und im Westen von den Grauden. Unsere Nachbarn, die Elumanti, sind fort, wahrscheinlich

verschleppt oder sogar tot. Offen gestanden bin ich sehr in Sorge. Was ist, wenn wir angegriffen werden, hilft uns der Südbund?

„Nein“, sagte der Weise. „Vom Südbund haben wir heute keinen Schutz mehr zu erwarten. Dennoch, junger Häuptlingssohn, können wir ohne Sorge sein. Wisse, dass unser Schutz von Belras dem Propheten kommt. Belras war der Sohn eines Töpfers und auch er beherrschte dieses Handwerk. Er selbst formte den großen Krug, der heute noch in unserem Totenhaus steht. Als er damit fertig war, prophezeite Belras, dass der oder die Besitzer des Kruges durch ihn vor jedem Feind geschützt sein werden. Auch heute noch ist unser Volk im Besitz des Kruges, wir haben nichts zu befürchten. Die Ardesen werden für immer in Ardesont in Frieden leben. Daher brauchen wir im Gegensatz zu anderen Völkern auch keine Waffen.“

„So, mein Sohn“, sagte der Häuptling. „Nun weißt du alles Nötige. Alles Übrige steht in den heiligen Schriftrollen, die du nun jederzeit lesen kannst.“

Nachdem der Weise und sein Vater gegangen waren, blieb Ascaborn noch eine Weile sitzen. Von draußen hörte er das Lachen und die Musik von der Festwiese herüberschallen. Er ging nicht mehr zum Fest. Auch später, als er längst zu Bett gegangen war, schlief er nicht, sondern dachte über das nach, was er erfahren hatte. Die Nacht war zum größten Teil vorüber, als er endlich Schlaf fand.

2. Die Prophezeiung des Belras

Als Ascaborn am Morgen erwachte, war es dunkel in seinem Zimmer. Er hatte wenig geschlafen und erwachte mit einem unguten Gefühl, wie einer Vorahnung drohenden

Unheils. Das Haus lag in tiefer Stille. Ascaborn blickte umher. Alles um ihn herum sah vertraut aus. Der kleine Raum hatte schlichte, lehmfarbene Wände, es gab einen einfachen Holzschrank, einen Stuhl, und auf dem kleinen Tisch hatte er schmutziges Geschirr stehen lassen. Sein Leben lang hatte er an diesem Ort gelebt, und doch hatte er den Eindruck, dass etwas geschehen war, was sich nicht mehr umkehren ließ. Das war ja auch so: Er hatte den Feuersprung hinter sich. So lange hatte er an dieses Ereignis denken müssen. Wahrscheinlich war sein Gefühl eine Folge dieses Ereignisses. Aber warum fühlte sich das so bedrohlich an und so unwirklich?

Er trat zum Fenster und sah hinaus. Die Nacht über war es schwül gewesen und nun zogen dunkle Wolken am Himmel auf. Es würde ein Gewitter geben. Ascaborn wusste nicht, wie spät es war. Er ging durch das Haus, fand aber niemanden. Also beschloss er nach draußen zu gehen. Auch wollte er nach Nelia sehen. Langsam ging er den Weg entlang, der zur Dorfmitte führte. Hier und da sah er einzelne Spaziergänger, die ihn freundlich anlächelten und grüßten. Das Fest gestern wird noch lange gedauert haben, und die meisten schliefen wahrscheinlich noch, obwohl die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Als er auf dem großen Platz in der Dorfmitte angekommen war, an deren Ende das große Totenhaus lag, sah er in der Mitte des Platzes seinen Vater mit seinen Brüdern sitzen. Von Weiten wurde etwas gerufen. Man hatte ihn noch nicht bemerkt und so lief Ascaborn zu seinem Vater und den Brüdern. Er hörte ein Donnern, das Gewitter war nahe und wieder wurde etwas gerufen. Sein Vater drehte sich erfreut zu ihm um. Erneut wurde etwas gerufen. Dieses Mal hatte es jeder gehört: „Die Grauden haben den Fluss überschritten. Sie reiten auf das Dorf zu! Die Grauden kommen!“ Es blitzte und die ersten Regentropfen fielen.

Ascaborn sah in das Gesicht seines Vaters. Das Lächeln war einem Ausdruck des Entsetzens gewichen. Für einen

unwirklich langen Moment herrschte totale Stille, die abrupt von einem krachenden Donner zerrissen wurde. Der Häuptling und seine beiden Söhne sprangen auf. In den Straßen des Dorfes herrschte heillooses Durcheinander, die Leute rannten aus den Häusern und es wurde geschrien.

„Aber vielleicht bringen sie nur eine Botschaft, wollen uns etwas mitteilen“, stammelte der Häuptling. Er versuchte zu lächeln. Ja, so musste es sein.

Die Ardesen strömten auf den großen Platz zu und versammelten sich dort. Vom Dorfeingang kamen Schreie. Die Grauden hatten das Dorf erreicht. Der Häuptling rief etwas von „Gäste empfangen“. Die meisten Ardesen hatten sich vor dem Totenhaus versammelt. Ascaborns Vater stand vor ihnen und sah hinüber zu den drei Straßen, die die zum Platz hinführten.

Dann kamen die Grauden. Sie ritten sehr langsam und ohne jede Eile von allen drei Straßen zum Platz herein. Es waren gewaltige Krieger. In ihren zwei Armpaaren trugen sie blitzende Schwerter und große Schilder. Die Grauden saßen auf riesigen, schnaubenden Pferden. Sie hatten scharf geschnittene, ziegenähnliche Gesichter und einen hochmütigen und entschlossenen Gesichtsausdruck. Ihre langen Haare flogen im aufkommenden Wind.

Als die drei Graudenzüge sich vereinigt hatten, wurde etwas gerufen und sie hielten an. Aus ihrer Mitte löste sich ein besonders hochgewachsener Graude mit prächtiger, schwarzer Rüstung. Die Krieger wichen rasch zu beiden Seiten zurück, um ihm Platz zu machen. Langsam und in stolzer Haltung ritt er bis zur Mitte des Platzes. Dort hielt er und sprang mit einem gewaltigen Satz vom Pferd. Immer noch betont langsam schritt er nun auf den Häuptling zu. Unmittelbar vor ihm blieb er stehen und sah spöttisch zu ihm hinunter. Ascaborns Vater reichte ihm nur knapp bis über die Hüfte.

Zur Begrüßung machte der Häuptling eine leichte Verbeugung und wollte zu sprechen ansetzen. Doch dazu

kam es nicht mehr. Von einem Moment auf den anderen, es dauerte nicht länger als einen Wimpernschlag, hatte der Graude ihm ohne Vorwarnung mit einem einzigen mächtigen Hieb den Kopf vom Hals getrennt. Blut spritzte und der Häuptling sank in sich zusammen.

Ascaborn fiel auf die Knie und hielt sich beide Hände vor das Gesicht. Er konnte nur schreien, wie ein Wahnsinniger schrie er und war unfähig sich zu rühren.

Der Graude hielt das blutige Schwert in die Luft und brüllte einen Kampfruf, der von seinen Männern erwidert wurde. Dann brach die Hölle los. Ascaborn war wie betäubt und spürte, dass er von jemanden zum Totenhaus hinübergezogen wurde. Es regnete in Strömen.

Alles, was nun geschah, erschien Ascaborn wie ein wilder wahnsinniger Traum. Er sah, wie seine nächsten Verwandten mit wenigen Schwerthieben gnadenlos getötet wurden. Der ganze Platz war voller Blut. Es blitzte, donnerte und regnete noch immer in Strömen. Für einen Moment wurde ihm bewusst, dass er nun der Häuptling war. Er war es nun, der die richtigen Entscheidungen fällen musste. Das Richtige für sein Volk musste nun getan werden, von ihm.

Dann sah er seinen Bruder Calrin auf den Befehlshaber der Grauden zugehen. In den Händen hielt er den Krug des Belras. Hoffnung regte sich nun in Ascaborns Herzen. Der Krug würde sie doch alle beschützen.

Calrin stand nun vor dem Befehlshaber und streckte ihm den Krug entgegen. Der Graude sah zunächst ihn und den Krug verwundert an, dann lächelte er und holte zu einem Hieb aus. Calrin wankte nicht und hielt weiterhin den Krug empor. Das Schwert fuhr nieder, traf den Krug, Scherben flogen durch die Luft und der Krug war nicht mehr. Das Schwert jedoch glitt von dem Krug ab und verfehlte sein eigentliches Ziel. Allenfalls auf diese Weise erfüllte sich nun die Prophezeiung des Belras, denn ohne den Krug hätte das Schwert Calrin sofort den Schädel gespalten.

Entsetzt blickte Calrin noch auf die Scherben, als der zweite Hieb traf. Calrin wurde tot zu Boden geschleudert und Ascaborn musste erkennen, wie sehr man sich in der Prophezeiung geirrt hatte.

Voller Panik erinnerte er sich nun an Nelia. Inmitten dieses Mordens musste er Nelia ausfindig machen und in Sicherheit bringen. Vielleicht würde er auch noch weitere Familienmitglieder finden, aber wo waren sie nun alle?

Das Totenhaus hatte mehrere Türme, von denen man den gesamten Platz und fast alle Straßen überblicken konnte. Vielleicht würde er von hoch oben etwas erkennen können.

Ascaborn begann zu rennen. Rings um sich hörte er gellende Schreie und überall war Blut. Keuchend rannte er die Stufen des höchsten Turms des Totenhauses hinauf. Oben angekommen sah er aus dem Fenster hinunter auf das Dorf und Grauen erfüllte ihn, als er hinuntersah. Das Dorf stand in Flammen und weit über die Hälfte der Ardesen lagen bereits tot in den Straßen. Von Nelia war nichts zu sehen. Möglicherweise war sie in einer der brennenden Hütten.

Ascaborn wollte die Treppe hinunterstürzen, als er erstarrte. Auf der Treppe stand ein Graudenkrieger und sah ihn aus seinen düsteren, tief liegenden Augen grimmig an. Seine Ohren, die seitlich vom Hinterkopf ausgingen, standen aufrecht und verrieten höchste Aufmerksamkeit. Er musste ihm bereits die ganze Zeit gefolgt sein.

Der Graude sprach nicht und steckte sein Schwert zurück in die Scheide, denn zum Ausholen war hier kein Platz. Dieser Raum war für Ardesen gedacht und für einen ausgewachsenen Grauden war er viel zu klein. Der Graude wollte einen weiteren Schritt die Treppe emporsteigen, als Ascaborn unvermittelt von der obersten Stufe auf ihn zusprang. Mit aller Wucht traf er ihn an seinem Brustschild. Sein Gegner war zu verblüfft, um angemessen zu reagieren. Sofort wurde er nach hinten geschleudert und stürzte die Treppe hinunter. Mal war Ascaborn im Sturz auf dem

Grauden, mal der Graude über ihm. In einer Biegung der Turmtreppe schlug der Krieger schließlich heftig mit dem Kopf gegen die Wand und beide blieben liegen.

Ascaborn setzte sich mühsam auf. Er hatte gewaltige Schmerzen und konnte seinen rechten Arm nicht mehr bewegen. Blutüberströmt lag der Graude neben ihm und rührte sich nicht. Blut lief auch Ascaborn von der Stirn in die Augen. Er erhob sich und wankte die restlichen Stufen hinunter.

Als er zur Tür heraustrat, musste er über Leichen steigen. Überall war alles voller Toter und alle waren Ardesen. Der Kampf aber war noch nicht beendet.

Ascaborn rannte über den Platz. Jählings blieb er stehen, denn zu seinen Füßen sah er den Helm seines Vaters liegen, den Häuptlingshelm, der nun ihm gehörte. Sofort hob er ihn auf. Das war der Helm seines Vaters, seines Großvaters und auch dessen Vaters. Kein Graude sollte je seine Hand an ihn legen. Heftig traf ihn das Verlangen, den Helm in Sicherheit zu bringen, und fieberhaft dachte er darüber nach, wie ihm das gelingen könnte. Er musste aber schnellstmöglich zum Haus von Nelias Familie, um nach ihr zu sehen; gleich dort könnte er auch den Helm in den Brunnen werfen.

So schnell er konnte lief er, den Helm in den Händen haltend, durch die Straßen. Überall bot sich ihm dasselbe Bild. Er sah brennende Hütten, Leichen und Gruppen von Ardesen, die von Grauden zu Pferd oder Fuß durch die Straßen gejagt wurden. Mehrmals lief Ascaborn einen Umweg oder musste Haken schlagen, um Verfolger abzuschütteln.

Schließlich, am Ende seiner Kräfte, kam er zu Nelias Elternhaus. Er sah, dass es bereits in hellen Flammen stand, niemandem wäre es möglich, dort hinein- oder herauszukommen. War er wirklich zu spät gekommen? Ein tiefer Schmerz durchzog seine Brust. Was sollte er bloß tun?

Ascaborn ging unschlüssig zu dem Brunnen, den es direkt neben dem Haus gab, und warf den Helm hinein. Der Brunnen war tief und es dauerte einen Augenblick, bis er hörte, wie der Helm unten im Wasser versank. Den Häuptlingshelm der Ardesen würden die Grauden nicht in die Hände bekommen, für immer war er nun sicher. Aber was konnte er nun tun, Nelia, wo sollte er sie suchen?

Heftiger Rauch zog von dem brennenden Haus zu ihm herüber und nahm ihm für einen Moment die Sicht. Dann sah er wieder die Häuser der Nachbarn und die Straße, die sie alle miteinander verband, und er sah einen Grauden, der von seinem Pferd aus aufmerksam zu ihm herübersah und sein blutiges Schwert gesenkt hatte. Offenbar hatte der Graude schon eine Weile dort gestanden und genau beobachtet, was Ascaborn in den Brunnen geworfen hatte. Es war ein noch junger Krieger und er war mit einem Bogen und dem Schwert bewaffnet. Für einen Moment sah er Ascaborn in die Augen und Verwunderung war darin zu erkennen. Dann setzte sich das Pferd in Bewegung, und langsam ritt der junge Graude auf Ascaborn zu.

In eben diesem Moment brach plötzlich und mit einem gewaltigen Krachen das brennende Haus neben ihnen zusammen. Ein großer Querbalken fiel hinunter auf die Straße, und voll Entsetzen über den Lärm und das Feuer bäumte sich das Pferd auf und verschwand sogleich mit seinem Reiter in einer Nebenstraße.

Dies war für Ascaborn die Gelegenheit zur Flucht. Es würde den Grauden einige Zeit und Mühe kosten, sein Pferd wieder unter Kontrolle zu bringen, und so rannte er, so schnell es ihm noch möglich war, kreuz und quer an den Nachbarhäusern vorbei und außer Sichtweite.

Nachdem er es schließlich wagte, stehen zu bleiben, ging er durch die Straßen und sah sich die Leichen an. Er kannte ja jeden in dem Dorf, alle kannte er sie. Nirgendwo konnte er aber Nelia finden. War sie noch am Leben? Wo sollte er suchen? Er selbst konnte sich inzwischen kaum noch auf

den Beinen halten. Vor seinen Augen flimmerte alles und ihm war schlecht. Bei jeder unvorsichtigen Bewegung fühlte er einen stechenden Schmerz im Arm. Erst verschwommen, dann immer deutlicher, sah er da einen Grauden auf sich zu laufen. Tatsächlich, es war wieder der junge Graude auf seinem Pferd, er hatte ihn gefunden. Ascaborn begann zu rennen, aber der Graude holte schnell auf und kam immer näher.

In der nächsten Seitenstraße, die Ascaborn passieren musste, hatte eine Gruppe von Grauden einige Ardesen an eine Wand gedrängt. Einer der Grauden war im Begriff, sein Schwert zu ziehen, doch Ascaborn hatte längst keine Kraft mehr, dem Beachtung zu schenken. Das Grauen war allgegenwärtig und für den Augenblick blieb ihm nur zu überleben und zu entkommen. Er musste rennen, schnell weiterrennen, um seinem Verfolger zu entkommen, einfach weiter geradeaus.

Mit einer verächtlichen Bewegung hockte sich der Graude vor einen der Ardesen, um sein zitterndes Opfer Auge in Auge zu betrachten, dann blitzschnell holte er mit seinem Schwert aus. Ascaborn wollte vorbeilaufen an all dem, als er im plötzlichen Ausholen von dem Hieb des Schwertes getroffen wurde. Der Graude stutzte, blickte sich um und sein eigentliches Opfer wurde für den Moment verschont. Doch es war ein gewaltiger Schlag mit der stumpfen Seite des Schwertes. Ascaborn wurde sofort von den Beinen gerissen und fiel mit dem Gesicht voraus in den Schlamm. Er versuchte aufzustehen und hörte wie aus weiter Entfernung furchtbare Schreie. Er musste doch weiterlaufen, sich in Sicherheit bringen. Dann sah er wie aus dichtem Nebel, dass der Reiter näherkam. Schließlich sah er nichts mehr. Alles wurde schwarz vor seinen Augen und er wusste und fühlte nichts mehr.

3. Das Geschenk der Tharmanen

Es herrschte totale Finsternis. Ascaborn eilte durch die Dunkelheit. Er wusste nicht, wo er war und wohin er lief. So dringend suchte er etwas, aber was? Eine seltsam tiefe und kehlige Stimme rief seinen Namen. Er suchte weiter. Die Stimme kam näher und zunächst versuchte Ascaborn wegzulaufen. Irgendetwas hielt ihn. Seine Bewegungen wurden langsamer und immer langsamer. Bald schon konnte er keinen Fuß mehr vor den anderen setzen. Da war dieser Zwang, sich umzudrehen und auf die Stimme zuzugehen. Bald schon lief er der Stimme entgegen. Und immer noch rief die Stimme seinen Namen.

Dann sah er einen Lichtschimmer. Vor ihm wich Dunkelheit immer mehr einer blendenden Helligkeit und inmitten des Lichts konnte er die Umrisse einer seltsam gebeugten Gestalt erkennen, die sich auf einen Stab stützte. Bald war die Dunkelheit völlig dem Licht gewichen. Nun war alles um Ascaborn herum von einer gleißenden Helligkeit erfüllt, sodass er die Augen schließen musste.

Dann sprach die Stimme: „Das Schicksal des Letzten ist das Schicksal der Lebenden.“ Die Stimme sprach sanft und freundlich und eine große Wärme war in ihr.

„Wer seid Ihr?“, fragte Ascaborn.

„Fürchte dich nicht“, sagte die Stimme. „Du darfst nicht verzagen. Halte stand und du kannst das Schicksal aller zum Guten wenden.“

Dann verschwand die Gestalt und mit ihr die Helligkeit. Aber es wurde nun nicht mehr tief dunkel. Alles färbte sich rot. Sodann verschwand alles im Nebel. Aber auch der Nebel verging. Ascaborn hatte die Augen geöffnet und sah in einen bedeckten Himmel.

„Er ist aufgewacht, es scheint ihm besser zu gehen.“ Ascaborn sah in das Gesicht eines Ardesen. Auf der Stirn hatte er eine lange, verschorfte Wunde. Das Gesicht war

geschwollen. Langsam kehrte die grausame Erinnerung zurück. Wie ein harter, unvermuteter Hieb. Ascaborn erbrach sich. Lange Zeit wollte er nicht denken, nichts sehen oder wissen. Irgendwann sprach er: „Batir, du lebst. Wie ist das möglich? Warum lebe ich?“

„Ich bin zusammen mit den anderen hier in den Wald gegangen, um Früchte zu holen. Auf dem Rückweg entdeckten wir, dass das Dorf brannte. Als wir näherkamen, wurden wir von vier Graudenreitern umkreist und weggetrieben. Sie sagten, Heerführer Nesonkton habe befohlen, einige Gefangene zu machen, um sie nach Nargadon zu bringen. Warum, habe ich noch nicht erfahren können. Als alles vorüber war, brachte dich ein Reiter zu uns. Er berichtete, wie er beobachtet hatte, dass du den Helm, den vorher der Häuptling getragen hatte, in einen Brunnen warfst. Er fand das sehr absonderlich in dieser Lage, in der doch jeder zuerst versucht, sein Leben oder das anderer zu retten. Daher vermutete er, dass du etwas Besonderes bist, und brachte dich zu uns. Aus Canfin hat er dann herausgefragt, dass du der Häuptlingssohn, also der neue Häuptling bist. Nimm es Canfin nicht übel, er hat nach allem, was geschehen ist, den Verstand verloren. Auf alle Fälle haben sie dich am Leben gelassen.“

Ascaborn hatte Batirs Bericht gelauscht und versuchte sich aufzusetzen. Dabei bemerkte er, dass er seinen rechten Arm noch immer nicht bewegen konnte. Bei jeder Bewegung hatte er an verschiedenen Stellen seines Körpers Schmerzen. Seine Wunden waren nicht verbunden und seine Hände waren durch eine Eisenkette gefesselt.

Nachdem er sich schließlich mühsam aufgesetzt hatte, konnte er seine Umgebung betrachten. Er saß in der Mitte eines großen Wagens, der von zwei Pferden gezogen wurde. Ein kräftiger Graude hielt die Zügel. Sie fuhren inmitten eines langen Zuges von Reitern und Wagen durch einen Wald. Wenn sie sich auf dem Rückweg in eine Graudenstadt